

Selbsterfahrung von Lebensbildern anhand von Bildern der Kunst

Harold Dielmann und Bernd Pütz

»Wirklichkeit als Ereignis« soll »den Blick für die Kunst des Seelischen öffnen« (Programm-Text).

Das ist Motto, Werbung, Anstoß und Anstößiges zugleich.

Ein Angebot – was sich hier zunächst als Anspruch formuliert und in Richtung einer Anerkennung des Funktionierens einer ›Seelen-Kunst‹ zielt –, dazu wurde angetreten: die Bedürfnisse einer ›Öffentlichkeit‹ zu befriedigen.

Was ist dies aber für ein Anspruch, der sich hier erhebt? Das ist die Frage, denn nur zu gut weiß ›die‹ Öffentlichkeit, daß, was immer auch ihre Bedürfnisse sein mögen, nichts davon hier Befriedigung findet – denn es wird ja ›nur‹ gesprochen.

Oder war das Ganze ein-›Fach‹ psychologische Raffinesse, die auf eine Anerkennung der Funktion der Versagung hinauslief? Oder vielmehr nicht ›ein‹-fach, sondern sogar ›dreifache Ent-Täuschung‹?

Aber zunächst galt es, das Menü zusammenzustellen.

Augen-Blick-Mal: ›Es sich vor Augen zu stellen!‹

Das Auge als Organ war betroffen, das Sehen sollte befriedigt werden: Etwas Zu-Sehen-Gegebenes, das in-dem Gesehenen existiert.

Der Appetit des schauenden Auges war zum Speisen eingeladen. Das war das Design und sollte dabei nicht und zugleich der Blick designiert werden?



Auge und Blick entzweit, indem sich etwas anderes manifestiert. Aber was? Ein Begehren, das auf dieses Zu-Sehen-Geben zielt, und indem es sich installiert, sonderet sich hier nicht ein Anspruch vom Bedürfnis? Und was ist dieses Zu-Sehen-Geben, wenn nicht die Öffnung für den Blick?

Das Begehren richtet sich an den Blick der anderen, denn an sie erging der Appell.

Aber, wenn beim Sehen der Blick draußen, d.h. im anderen bleibt, sind wir dann im Bilde?

Oder, wenn es denn so das ›Wesen‹ des Blicks ist, aus einer Ordnung herauszufallen und nur im anderen, d.h. auf Seiten der Dinge, des Alltags, der Kunst sein ›Werden‹ wird, können wir ihn dann noch haben?

›Sie haben Augen und sehen nicht‹. Aber was sehen sie nicht?

Eben das, daß das, was uns anblickt, uns angeht und wir wiederum es sehen: ›Es‹ blickt uns an.

Das ist Spiel und wesentlich in der Funktion einer Täuschung – eine(r) Augentäuschung. Aber das ist, was bei dieser Öffnung herauskommt:

Ein Fehlen, ein Verfehlen, einen Mangel zu eröffnen, in dem sich das Begehren nach einem ›anderen Blick‹ gestalten kann.

In diesem Sinne zeigt sich der Blick jenseits des Scheins und nur in seiner Verhüllung, als Maskerade.

Nie siehst du mich da, wo ich dich erblicke.

Und ist nicht hier, was die Ebene des Sehens betrifft, die Enttäuschung eines wie immer auch gearteten Anspruchs zu finden, eines Anspruchs auf vollkommene Befriedigung?

So bleibt doch die Kunst, den Anspruch auf seinen Ursprung zurückzuführen, auf ein ›Drittes‹: Das Funktionieren einer Differenz, das wirksames ›Da-Zwischen‹ ist und zugleich Öffnung für Schöpfungen einer ›Kunst seelischen Produzierens‹ – indem der Kunst der ›Sitz‹ genommen und der gute alte *Übergang* auf eine Reise geschickt wird.

Daß es nicht nur Problem und Aufgabe, sondern auch möglich ist, erfährt sich im Umgang mit Kunst. In diesem Sinne spricht Nietzsche von »Kunst als der großen Ermöglicherin des Lebens« und von »der Umformung der Welt – als dem Treibenden ..., deren Voraussetzung: ein ungeheurer Widerspruch«.

Im Auseinandergehen erweist sich FENICE als Zusammenhalt – als ein »Zusammen-Separieren«, wie Karl Kraus das mal bezeichnet hat – indem FENICE das Abgefallene, die ›Reste‹ in einer anderen Ordnung aufhebt: Model-liiert.

›Fenice‹ als ein Jenseits der ›Identifizierung‹, als etwas, das darüber hinaus und deshalb gerade-noch ... diesseits seine ›Väter‹ nicht verleugnet. (Aber wir wollen hier nicht jedes Geheimnis enthüllen!)

FENICE zergeht beim Wenden auf der Zunge in FNIETZSCHE; das Herausgehobene ›nice‹ = schön, bringt das Ganze wieder in eine andere Spannung etc.

FENICE ist Lösung und Problem und Preisgabe des Blicks – für das, was sich zeigt, ist Ins-Werk-Setzen für das, was es Zu-Sehen-Gibt und Sich-Sehen-Lassen kann: Kunst-Psychologie als ›Öffnung‹.

Sie wollen also sehen, nun gut, dann sehen Sie das!

Bleibt die Frage, ob das, was Sie zu sehen bekommen, auch das ist, was Sie zu sehen wünschen? Sei's drum:

Sinnlich erfahrene Wirkungen der Kunst können im Prozeß zur-Sprache-gebracht und als gelebte Bilder transparent werden.

Quod est demonstrandum: FENICE hat sich zur Aufgabe gemacht: Den verdeckten Wirkungs-Zusammenhang von Kunst und Leben zu öffnen – eine spannende und ›andere‹ Form der Erfahrung im geschützten Rahmen eines Gruppen-Workshops.



Die Teilnehmer lassen sich zunächst, geführt von zwei Psychologen, in einem zweistündigen Prozeß auf ein Kunstwerk ein: nicht interpretierend, sondern ›ein-fallend‹. Während eines weiteren Treffens wird ein übergreifender Zusammenhang zwischen den zuvor produzierten Einfällen herausgebildet. Dieser wiederholte Zugriff des Durcharbeitens dient der ›Modellierung‹ des anhand der Kunst entwickelten Themas und seiner Variationen. Dabei verbindet sich paradox das Gewesene mit dem ›jetzt da‹ und dem ›noch nicht‹.

Dazwischen zeigt sich eine Öffnung auf bedeutsame Bilder, die sonst nur unbemerkt wirksam sind. Dann erst in seinem ›Anders-

Werden‹ ist das eigene ›Selbst‹ zu haben; läßt sich ›Selbsterfahrung‹ machen.

FENICE ist die ›Drehtür‹ zwischen dem Innen und dem Außen.

FENICE führt zu überraschenden Einblicken in die »gelebten Bilder« unseres Alltags heute.

Bei der Gruppensitzung auf dem Kongreß wählten wir ein Bild ohne Titel von Christoph Inderwiesen (s.Abb.). Zunächst wird von der Gruppe etwas *untrennbar Gemeinsames* thematisiert. Die Figuren erscheinen als zwei Seiten »eines Blattes«, als »untrennbar verbunden« durch eine »Nabelschnur« oder durch eine »gemeinsame Blutbahn«. Diese starke Gemeinsamkeit sorgt dafür, daß sonst selbstverständliche Unterscheidungen und Abgrenzungen in den Hintergrund treten: Man merkt, daß »Männlein und Weiblein ähnlicher sind, als es heute den Anschein hat« (›Hodenstöcke«).

Auf der anderen Seite steht die Erfahrung, daß sich »*Trennendes*« einstellt. Es wird von einer blockierenden »Mauer«, von »Glas dazwischen«, oder von einer »nicht gelingenden Kommunikation« gesprochen. Das zugleich von Trennendem und Untrennbarem konstituiert sich als eine »*unheilvolle Verbindung*«. Es stellt sich das Dilemma ein, daß man »aneinander gefesselt« ist, aber »trotzdem nicht zueinander kommen« kann. Es kann in keine Richtung weitergehen, sei es, daß es sich in einem »vergeblichen Streben zueinander« zeigt oder darin, daß man »voneinander weg« will und »gehalten« wird. Auch Versuche, die »zwanghafte Verbindung« »mit Äxten« »durchzuschlagen« sind zum Scheitern verurteilt, da »durch die Auflösung der Verbindung alles zusammenbrechen würde«.

Mit Hilfe dieses zwangsläufigen Scheiterns gelingt es dem Bild von Inderwiesen, ein grundlegendes Problem des Seelischen anzusprechen: Die Frage nach dem Maß des Anders-Seins, das für eine Gemeinsamkeit notwendig ist. Oder anders formuliert: Wieviel Abweichung ist nötig, um eine Einheit lebensfähig zu halten? Diese Frage führt hin zu dem Paradox, daß sich auch Gemeinsamkeit erst im Anders-Werden einstellt, daß Verbindung nur durch Differenz möglich ist (Gestaltbrechung). Das Scheitern sowohl der Gemeinsamkeit als auch des Voneinander-Loskommens in dem Bild von Inderwiesen thematisiert Entwicklung in der Weise, daß ein Anders-Werden in dieser »unheilvollen Verbindung« nicht mehr möglich scheint: »Weiteres Leben«, »Zeugung«, »Kinder«, etwas »Drittes« kann nicht mehr entstehen. Es ist ein Zustand der »puren Aussichts-

losigkeit«, ein Zustand, der »den Lebenssaft aus sich selbst heraus-saugt« und so zu »was Bedrohlichem und dem Tode Entgegengehendem« führt. So wundert es nicht mehr, wenn das Bild »Schweißausbrüche« auslöst und man »in den tiefsten Wunden getroffen« wird. Versuche, die Brisanz des Bildes zu mildern, indem Betrachtungen von Form und Farbe, Metaphern, kulturphilosophische Exkurse oder witzige Vereinfachungen (»Herrentoilette«, »Werbeplakat für Telekom«) herangezogen werden, erweisen sich als eine nur kurzfristige Entlastung.

Es gelingt der Gruppe, die oben geschilderten Prozesse auch in Bezug auf das Bild und in der Beziehung der Gruppenmitglieder zueinander festzustellen: »Das Bild stellt unsere Situation dar«. Die »unheilvolle Verbindung« zeigt sich in dem mißlingenden Versuch, sich »von dem Bild zu lösen«, indem man nur noch »in die Runde guckt«, »Wie die Leute an dem Baum, hängen wir an dem Bild. Ich fühle mich jetzt selber so angekettet.« Die Suche nach einer Gemeinsamkeit wird im gemeinsamen Lachen oder darin, daß es »harmonisch« sein soll, spürbar: »Wir müssen uns zusammenfinden.« Das Trennende wird bemerkt in »ganz starken Abgrenzungen voneinander«, wenn z.B. starke Äußerungen von Betroffenheit unmittelbar auf witzige Bemerkungen folgen. Es entsteht entweder »so ein Different-Sein, daß gar nichts zustande kommt, oder so eine Form von Gemeinsamkeit, daß auch nichts zustande kommt« (Weber).

Es stellt sich wieder die Frage, ob sich etwas weiterentwickeln kann: »An ein drittes Geschöpf unserer Beiträge denke ich da.«

Man begibt sich auf die »Suche nach einer Fruchtbarkeit unserer Beiträge«, die allerdings ohne Abschluß bleibt.

Der hier geschilderte Gruppenprozeß macht deutlich, daß das Bild von Christoph Inderwiesen in der Lage war, das Erleben der Teilnehmer für eine gewisse Zeit zu formen, indem es ein Grundproblem ansprach und beschaubar machte.

Man bekommt den Eindruck, daß sich die Suche nach dem verlorengegangenen Dritten in einem sinnlosen Kreiseln aufhebt.

Indem das Bild einerseits die Zulassung des ›Dritten‹ verweigert, macht es andererseits auf seine Notwendigkeit aufmerksam. Die Verfügbarkeit darüber erweist sich jedoch als illusorisch.

Abbildungsverzeichnis

S. 208: Christoph Inderwiesen (1992): Ohne Titel. Öl/Lwd, 60x80